

Adelheid Biesecker und
Uta von Winterfeld

mit Beiträgen von Andrea Baier und Andrea Vetter

Wert ohne Herrschaft?

Externalisierung als Prinzip
kapitalistischer Wertbildung,
Coronakrise und transformative Praxis



Verlag Barbara Budrich

Adelheid Biesecker • Uta von Winterfeld
Wert ohne Herrschaft?

Adelheid Biesecker
Uta von Winterfeld

mit Beiträgen von Andrea Baier und Andrea Vetter

Wert ohne Herrschaft?

Externalisierung als Prinzip kapitalistischer
Wertbildung, Coronakrise und transformative Praxis

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2023

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://portal.dnb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Alle Rechte vorbehalten

© 2023 Verlag Barbara Budrich GmbH, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich.de

ISBN 978-3-8474-2661-5 (Paperback)

eISBN 978-3-8474-1823-8 (PDF)

DOI 10.3224/84742661

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de

Titelbildnachweis: Bettina Lehfeldt

Satz: Angelika Schulz, Zülpich

Druck: docupoint GmbH, Barleben

Printed in Europe

Dank

Wenn da nicht sechs Frauen erzählt und mitgedacht hätten, so wären vermutlich auch wir in die Herrschaftsfalle der Abstraktion getappt und unsere Geschichte wäre reichlich abstrakt geblieben.

Für ihr Engagement, für ihre Offenheit und für ihre kluge und anregende Nachdenklichkeit bedanken wir uns bei

Charlotte Horras, Luisa Lucas und Annika Rehm

und bei Vera Kravchik, Melanie Lucas und Yasmin Owaida.

Die Autorinnen

Inhalt

Dank.....	5
1 Einleitung	11
1.1 Begriffliche Schärfung und untersuchungsleitende Kategorien.....	12
1.2 Wie das Buch aufgebaut ist.....	19
2 Erzählte und nicht erzählte Geschichte der Wertbildung	23
2.1 Wert, Herrschaft und das Andere.....	25
2.2 Wert und Herrschaft in den Vertragstheorien des 17. Jahrhunderts	27
2.2.1 Was Menschen wert sind und welche Herrschaft sie brauchen. Zum Leviathan von Thomas Hobbes	28
2.2.2 Was Wert und Herrschaft mit Eigentum zu tun haben. Zu den beiden Abhandlungen über die Regierung von John Locke.....	30
2.2.3 Kritik.....	32
2.3 Wertbildung ohne Herrschaft? Zur Politischen Ökonomie von Adam Smith und David Ricardo im 18. und frühen 19. Jahrhundert.....	33
2.3.1 Die Arbeit als Wertquelle und der Markt als Wertgesetzgeber. Zur Theorie von Adam Smith	34
2.3.2 Verteilung, Tauschwert und das Problem der Quantität. Zur Theorie von David Ricardo.....	36
2.3.3 Kritik.....	38
2.4 Das Kapitalverhältnis als Herrschaftsverhältnis in der Theorie von Karl Marx.....	39
2.4.1 Die marxsche Werttheorie	39
2.4.2 Zum Zusammenhang von Wert und Herrschaft.....	40
2.4.3 Kritik.....	42
2.5 Schluss	43

3	Entwicklungslinien im zwanzigsten Jahrhundert. Wirkmächtige Erzählungen und utopische Gegenversuche	47
3.1	Industrielle Revolutionen und ihre Be- und Entwertungsmuster. Die Übermacht des Ökonomischen.....	48
3.2	Zukunftserzählungen.....	58
4	Wertbeben? Nachdenken über Wert und Herrschaft in Zeiten von Corona	61
4.1	Über die Sorgearbeit in Zeiten der Pandemie. Wer sorgt, wenn es der Staat nicht tut, weil er es nicht will oder nicht kann?	65
	<i>Von Andrea Baier</i>	
4.2	Exkursionen	71
4.2.1	Erschöpft und empört. Die Erzählung mit den drei sorgenden berufstätigen Müttern	73
	Zwischenstück I	86
4.2.2	Blockiert und engagiert. Die Erzählung mit den drei politischen Sozialarbeiterinnen.....	89
	Zwischenstück II.....	100
4.3	Veränderungen im gesellschaftlichen Umgang mit Natur. Misslingende Externalisierung und zerstörerische Warenförmigkeit.....	103
	Zum Schluss: Drei festhaltende Argumente.....	115
4.4	Digitale Schattenarbeit oder digitale Subsistenz.....	117
	<i>Von Andrea Vetter</i>	
4.4.1	Schattenarbeit und radikales Monopol.....	117
4.4.2	Bürokratische Schattenarbeit	119
4.4.3	Sorgende Schattenarbeit	120
4.4.4	Digitale Subsistenz	121
4.5	Schluss	126

5 Wert ohne Herrschaft?131

5.1 Transformatorisches in heute schon gelebter Praxis.
Das Beispiel Hitzacker Dorf eG..... 133

5.2 Kunde von Anderswo..... 145

5.2.1 Von Wert und Mehrwert..... 146

5.2.2 Von herrschen und Herrschaft 151

5.2.3 Von Wert und Herrschaft..... 155

6 Ausblick auf andere Theorie-Praxis-Verhältnisse161

Literatur167

Internetquellen 175

1 Einleitung

„Wert“ gehört in der gängigen Lesart der Wirtschaftswissenschaft an. Fragen der Wertbildung werden entsprechend meist als ökonomische behandelt. Dies geschieht in einer seltsam apolitischen Art und Weise. So als seien die „autonomen“ und von Herrschaft gänzlich unberührten Märkte außerhalb der Gesellschaft wirksam und würden wie durch Zauberhand „regulieren“, was mehr und was weniger wert ist.

„Herrschaft“ wird hingegen der Politikwissenschaft zugeordnet, die sich in Teilen und vor allem ab Ende der 1960er Jahre auch als herrschaftskritische Wissenschaft verstanden hat. Allerdings ist oft eher im allgemeinen Nebel verhüllt geblieben, was denn genau mit Herrschaftskritik gemeint ist und inwiefern sie sich von „Kapitalismuskritik“ unterscheidet.

Die Erkundung der beiden Hauptbegriffe stellt eine Art Wanderung durch begriffliche Großlandschaften dar. Bei einem solchen Unterfangen ist es sinnvoll, dem Reisegepäck Karten und Kompass hinzuzufügen. Vorher sollte allerdings die Wanderroute so festgelegt werden, dass Abweichungen möglich sind, aber eben von einem zuvor skizzierten Weg aus erfolgen. Dieser Weg überschreitet die disziplinäre Engführung, bei der Wert und Herrschaft zwei verschiedenen Disziplinen zugewiesen werden. Unser erster Wegweiser ist daher die These:

Wert und Herrschaft sind untrennbar aufeinander bezogen, das eine funktioniert nicht ohne das andere. Dies gilt für Theorie und Praxis gleichermaßen.

Ein Beispiel aus der Praxis ist die so genannte deutsche Wiedervereinigung zu Beginn der 1990er Jahre. Eine „Übernahme“ der DDR durch die BRD ist wohl der treffendere Ausdruck. Im Prozess der „Vereinigung“ wurde zunächst alles in der DDR politisch entwertet – Waren, Qualifikationen, Erfahrungen. Kapitalistische Märkte wurden politisch hergestellt, begleitet von der politisch-ökonomischen Ideologie, der autonome Markt würde, unter diesen neuen Rahmenbedingungen, alles Weitere regeln. Das macht auch deutlich: Die unserer These entgegenstehende Trennung von Herrschaft und Wert wird ebenso wie die Annahme von der Autonomie der Märkte mit ihrer Wertbildung als ideologische Unterfütterung gebraucht.

Unser interdisziplinäres Zusammengehen entbindet allerdings nicht von einer begrifflichen Schärfung, die ganz ebenso als Reisebegleitung gebraucht wird.

1.1 Begriffliche Schärfung und untersuchungsleitende Kategorien

„Wie kommt der Wert in die Welt?“ lautet der deutsche Titel des spannenden Buches über „The Value of Everything“ der italienisch-amerikanischen Wirtschaftswissenschaftlerin Mariana Mazzucato (Mazzucato 2019). Dabei geht es um den ökonomischen Wert, um den Wert der Waren und Dienstleistungen, die in einer Gesellschaft für die Bedürfnisbefriedigung ihrer Mitglieder hergestellt und am Markt gehandelt werden. Es geht somit um eine Kategorie moderner Marktgesellschaften. Auch in diesem Buch geht es um diesen ökonomischen Wert und dessen Entstehung. Aber dabei blicken wir sozusagen hinter die Kulissen und fragen vor allem: Mit welchen sozialen und ökologischen Ab- und Entwertungen ist der Prozess verbunden, der für diese marktliche Wertbildung gebraucht wird?

Von Anbeginn der Herausbildung der Moderne ist der Wert an die Arbeit geknüpft, die sowohl in der klassischen Vertragstheorie als auch in der klassischen Politischen Ökonomie als einzige produktive Kraft angesehen wird (vgl. Kapitel 2). Das ist nicht selbstverständlich. Denn die Verwendung des Wertbegriffs in ökonomischen Konzepten ist schon viel älter und basiert auf anderen Vorstellungen. Beispielsweise ringen schon die Scholastiker mit ihrer Leitfigur Thomas von Aquin im 13. Jahrhundert um die Frage, was den Wert von Dingen bestimmt, die getauscht werden, und in welchem Verhältnis dieser Wert zum „gerechten Preis“ steht (vgl. Pribram 1992, S. 36 ff.). Hier ist der Wert noch nicht Ergebnis gesellschaftlich als produktiv bestimmter menschlicher Tätigkeit, sondern gottgegeben, als intrinsischer Wert, der als je spezifische Qualität den Dingen eigen ist. Es ist eine objektive Größe, von den tauschenden Menschen nicht zu beeinflussen. Im Wert drückt sich die göttliche Ordnung aus. Wert bildet sich schon hier als Tauschwert ab, der – und hier greift die Scholastik auf ein Prinzip von Aristoteles zurück – durch die „kommutative, Gerechtigkeit“ (die ausgleichende Gerechtigkeit) bestimmt wird (vgl. Pribram 1992, S. 37). Dort, wo es Streit gibt, entscheiden die Richter.

Die aufkommende Moderne ist nicht mehr durch den Glauben an eine göttliche Ordnung, sondern durch die Überzeugung geprägt, dass die Menschen ihre Wirklichkeit selbst herstellen. Alles wird machbar durch Arbeit. Dass es dabei in der kapitalistischen Gesellschaftsprägung um fremde Arbeit geht, spielt für die auf Arbeit basierende Werttheorie keine Rolle. Jedoch taucht eine neue Frage auf, die seither mit der Frage nach der Wertbildung untrennbar verbunden ist und im Untertitel des Buches von Mariana Mazzucato angesprochen wird: „Making and Taking in the Global Economy“, ins Deutsche übersetzt: „Vom Schöpfen und Abschöpfen“. Es ist die Frage nach der Verteilung, danach, wer sich welchen Anteil am durch Arbeit geschaffe-

nen Wert aneignet und aneignen darf. Als Grundproblem, das insbesondere durch feministische Analysen in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts kritisch offengelegt und diskutiert wurde und wird, schwingt bei dieser Art der Bewertung und Verteilung immer der Ausschluss des größten Teils menschlicher Arbeit mit, der Ausschluss der unbezahlten, meist durch Frauen geleisteten Sorgearbeit außerhalb des Marktes (vgl. dazu die Abschnitte 2.2.3, 2.3.3 und 2.4.3). Dies ist ein breites Fundament der Ab- und Entwertung, auf dem die marktliche Wertbildung beruht.

Bevor wir tiefer in die Analyse der klassischen Werttheorien einsteigen, sei eine in der Theoriegeschichte bis heute weitgehend vernachlässigte Schule (eine Ausnahme stellt Hans Immler dar, vgl. Immler 1985) erwähnt, von der vielleicht Impulse für die aktuellen Debatten um nachhaltiges Wirtschaften und die damit verbundenen Wertbestimmungen ausgehen: die Physiokratie. Es ist die erste in sich geschlossene Wirtschaftstheorie mit einer eindeutigen Werttheorie, der Naturwertlehre (vgl. zum Folgenden Biesecker, Kesting 2003, S. 41 ff.). Physiokratie heißt „Naturherrschaft“. Das Konzept entstand im 18. Jahrhundert in Frankreich am Ende der Phase des sog. Merkantilismus, einer wirtschaftspolitischen Auffassung und Strategie, die das Anhäufen von Geld durch eine aktive Handelsbilanz zum Ziel hatte. Rohstoffe wurden möglichst billig importiert, Fertigprodukte möglichst teuer exportiert. Das verarbeitende Gewerbe stand so im Mittelpunkt, die Landwirtschaft musste hohe Steuern zahlen und verarmte. Dagegen setzt die Physiokratie, repräsentiert durch ihren Begründer, den Arzt und Ökonomen François Quesnay (1694-1774), die These, nur die Landwirtschaft sei produktiv und müsse daher steuerlich geschont werden; wertschaffend sei nur die Natur. Die Natur produziert, der Mensch hilft – für die Moderne, die den tätigen Bürger anstelle von Gott und König bzw. Feudalherren im Mittelpunkt ihrer Gesellschaftsanalyse sah, war das eine unmögliche Vorstellung. Für sie wurde im Gegenteil Natur zum zweiten ausgegrenzten und abgewerteten Fundament der ökonomischen Wertbildung.

Neben der Frage, was wir für eine zukunftsfähige Wertbestimmung aus dieser Naturwertlehre lernen können, ist für unseren thematischen Zusammenhang von Wert und Herrschaft und damit von Politik und Ökonomie interessant, dass hier eine Werttheorie ausdrücklich in politischer Absicht formuliert wurde. Insofern war Wert hier eine bewusst ökonomisch-politische Kategorie. Die von Politik scheinbar unabhängige autonome Marktökonomie war noch im Entstehen.

Für die klassische Politische Ökonomie war der Wert die Hauptsache, der Preis nur eine Nebenkategorie. Er war eine schwankende Größe, beeinflusst von Angebot und Nachfrage. Waren diese ausgeglichen, galt der Preis als „natürlicher Preis“ und bildete den Wert in Form des Tauscherts ab. Es war dieser Tauschwert, der im Mittelpunkt des Interesses stand, im Hintergrund gab es den Gebrauchswert, der die Nützlichkeit einer Ware bestimmte. Nur

Dinge mit einem Gebrauchswert waren Gegenstand ökonomischer Analysen. Nur sie konnten überhaupt einen Tauschwert haben. Was aber wurde da getauscht? Die Vorstellung, dass die Dinge mit einem zuvor schon geschaffenen Wert in den Austauschprozess eingingen, trieb die klassischen Politökonom*innen um. Die Suche nach dieser Wertquelle, nach der wertschaffenden Kraft, stand im Zentrum ihrer theoretischen Überlegungen.

Das ändert sich mit dem Aufkommen der Neoklassik am Ende des 19. Jahrhunderts, der Theorie, die bis heute vorherrschend ist. Wert hat jetzt keine objektive Grundlage mehr, er entsteht durch subjektive Wertschätzung. Und er entsteht von vornherein als Preis. Um diesen geht es in der weiteren Theorieentwicklung. Er ist jetzt die Hauptkategorie. Alles, was einen Preis hat, hat auch einen Wert. Der Ausschluss aller nicht bepreisten, unbezahlten ökonomischen Prozesse bleibt bestehen – der Ausschluss der sozial weiblichen Sorgearbeit sowie derjenige der Naturproduktivität.

Geht uns somit in der ökonomischen Theoriegeschichte eine der Hauptkategorien der vorliegenden Untersuchung verloren? Ja, sagt die Neoklassik, wir brauchen keine Werttheorie, wir sind eine Wissenschaft, die über rationale Entscheidungen von Wirtschaftssubjekten nachdenkt. Nein, antwortet Mariana Mazzucato, denn nur auf der Grundlage eines Verständnisses von Wert und Wertbildungsprozessen, wodurch entschieden wird, was als produktiv und wertbildend gilt und was nicht, lassen sich Fragen der gerechten Verteilung und einer zukunftsfähigen Entwicklung angemessen beantworten (Mazzucato 2019, S. 67 ff.). Und nein sagen auch wir, denn, wie die folgenden Untersuchungen zeigen werden, geht es sowohl in der gelebten als auch in der zukünftig erhofften Lebenswirklichkeit der Menschen vielfältig um die Frage danach, was wertbildend ist und wie Werte bestimmt werden und in welcher Form sie vergütet werden können. Und wenn die Theorie diesen Zukunftspfad mitgestalten will, muss sie auch über zukunftsfähige Wertbildungs- und Wertverteilungsprozesse nachdenken.

Was wertvoll ist und was nicht, was als produktiv und damit wertschaffend gilt und was nicht, ist somit keine rein ökonomische Frage.

„The definition of value is always as much about politics, and of particular views on how society ought to be constructed, as it is about narrowly defined economics.“ (Mazzucato 2019, S. 74)

Politik und Ökonomie sind somit eng verbunden bei der Bestimmung dessen, was in einer Gesellschaft als wertbildend gilt und was nicht. Auch unsere theoriegeschichtlichen Untersuchungen fördern das zu Tage. Bevor wir allerdings damit beginnen können, gilt es, sich unserer zweiten zentralen Kategorie zuzuwenden: Herrschaft.

„Herrschaft“ ist im ersten Schritt von „Macht“ abzugrenzen, denn beide werden oft synonym gebraucht. Eine begriffliche Unterscheidung findet sich in der Herrschaftssoziologie Max Webers (Wirtschaft und Gesellschaft (1972 [1921], S. 28f). „Macht“ bedeutet ihm zufolge „jede Chance, innerhalb einer

sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht“ (Weber 1972, S. 28). „Herrschaft“ heißt nach ihm „die Chance, für einen Befehl bestimmten Inhalts bei angebbaren Personen Gehorsam zu finden“ (ebd.).

Der Begriff „Macht“, so fährt Max Weber fort, sei „soziologisch amorph“ und könne durch alle denkbaren Qualitäten eines Menschen und alle denkbaren Konstellationen entstehen (ebd.). Hingegen müsse der soziologische Begriff „Herrschaft“ präziser sein und könne nur die Chance bedeuten: Für einen „Befehl Fügsamkeit zu finden“ (ebd., S. 29).

Max Weber zufolge ist der Begriff Macht der allgemeinere und auch der offenere bzw. ungestaltete. Macht ist prozessualer und wohnt eher am Tun, am Können und am Vermögen. Sie geschieht in ganz unterschiedlichen Situationen und in ganz unterschiedlichen Formen immer wieder neu. Daher ist Macht zugleich der aktuellere, der dynamischere und auch der unbestimmtere Begriff.

Hingegen ist Herrschaft, so heißt es im 9. Kapitel zur „Soziologie der Herrschaft“ „ein Sonderfall von Macht“ (ebd., S. 541). Herrschaft findet in einem auf Autorität oder Besitz gründenden, festen hierarchischen Sozialgefüge statt. Zugleich ist sie auf Dauer eingerichtet und bestimmt eine Beziehung noch da, wo nicht von ihr Gebrauch gemacht wird, weil sie beständig aktualisiert werden kann (Handbuch philosophischer Grundbegriffe 1973, S. 686).

Somit lässt sich Herrschaft von Macht auch dahingehend unterscheiden, dass sie der strukturellere Begriff ist und zu Strukturen erstarrte Machtförmigkeit bezeichnet. Herrschaft ist, Max Weber gemäß und allein so sinnvoll von Macht abzugrenzen, spezifisch institutionalisierte Macht, also auf Dauer gesetzte, eigenartig legitimierte Macht. Damit ist Herrschaft der speziellere und geschlossener Begriff. Daraus folgt weiter, dass Herrschaft Macht voraussetzt, umgekehrt jedoch ist nicht jede Macht zugleich Herrschaft.

Ähnlich zugespitzt formuliert auch der Philosoph und Soziologe Michel Foucault, dass es die Tendenz zur Geschlossenheit, zur Verfestigung in durch Regeln, Prinzipien und Mechanismen erzeugten Strukturen ist, die Herrschaft von Macht unterscheidet. Herrschaft besteht gleichsam aus eingefrorenen, erstarrten und blockierten Machtbeziehungen (Foucault 1988, S. 46). Zugleich gründet Herrschaft auf Recht und Eigentum.

Wenn Herrschaft der speziellere und geschlossener Begriff ist, dann leuchtet nicht unmittelbar ein, weshalb sie im Prozess der Wertbildung so gut versteckt werden kann und jedenfalls nicht mit dem ersten Blick aufzufinden ist.

Um dies zu verstehen, ist ein erster Modus oder ein erstes Merkmal „moderner“ Herrschaft wichtig: Das Abstrakte oder das Abstrahierende. Es ist schon in der Herrschaftstypologie von Max Weber präsent. Er bezeichnet „moderne“ Herrschaft in ihrer Ausprägungsform als „rationale“ oder auch

„bürokratische“ Herrschaft und unterscheidet sie von traditionaler (auf Tradition ruhender) und charismatischer (an eine Führungsperson gebundener) Herrschaft. Diese drei Typen existieren nicht in Reinform, beispielsweise ist aktuell eine Retraditionalisierung von Herrschaft insbesondere in Verbindung mit religiösen Fundamentalismen ebenso zu beobachten wie eine Recharismatisierung von Herrschaft mit Bezug auf zumeist männliche Führer wie Donald Trump in den USA, Wladimir Putin in Russland, Recep Tayyip Erdoğan in der Türkei oder Baschar al-Assad in Syrien. Zugleich bleibt aber das moderne System der abstrakten, bürokratischen und entpersönlichenden (auf Seiten des Herrschers wie der Beherrschten) Herrschaft bestehen.

Hannah Arendt ist die erste gewesen, die Herrschaft einem ‚Niemand‘, einer Als-ob-Person zuordnete. Sie treibt damit einerseits die Kälte und leidenschaftslose Grausamkeit bürokratischer Herrschaft auf die Spitze. Sie zeigt andererseits das Abstrakte einer von ihr ohne weitere Ausführungen so genannten „Niemandsherrschaft“. Niemand ist da, niemand ist verantwortlich, niemand herrscht. Diese Erkenntnis gewinnt sie bei ihrer Beobachtung des Prozesses gegen den ehemaligen deutschen SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann in Jerusalem (siehe auch Arendt 1986 [1963]). Sie ist beeindruckt von der „Normalität“ und dem Empfinden der Schuldlosigkeit von Eichmann, der sich selbst in ein System von Befehl und Gehorsam als „nur“ gehorchend und ausführend eingebunden sieht.

Wolf-Dieter Narr hat diesen Faden in der „Niemand-Herrschaft“ aufgegriffen (Narr 2015). Das Abstrakte ist ein Grund für „Schwierigkeiten, Herrschaft zu begreifen“ und zugleich ein Modus moderner Herrschaft. Aktuell hat das Abstrahierende im Kontext der Digitalisierung einen weiteren Schub erhalten.

Als „Urprinzip“ von Herrschaft sieht Wolf-Dieter Narr jedoch das Identifikatorische, den Modus des Identifizierenden an. Es ist das herrschaftliche Scheitern in das, was dazu gehört und das, was nicht dazu gehört, was politisch (oder ökonomisch) ist und was nicht, was das Eigene ist und was das Andere, was wertvoll ist und was wertlos ist bzw. zum Wertlosen gemacht wird. Dieser Argumentationsstrang zieht sich rotfädig durch die gesamte „Niemand-Herrschaft“ hindurch.

Die herrschaftlich identifizierende Unterscheidung prägt zugleich auch den Geschichtsverlauf und ist bis heute aktuell. Es sind die Anderen, die als Hexen (seltener auch Hexer) verbrannt werden, die Ketzerinnen, die Häretiker, die von Draußen. Es sind die anderen Völker, dem eigenen Volk unterlegen und weniger entwickelt, die vernichtet (Völkermord) oder kolonialisierend unterworfen werden. Es ist das andere Geschlecht, dessen Unterdrückung oder Vernichtung (Gynozid) mit seinem – teils bedrohlichen, wie beim Hexenzauber – „natürlichen“ Anderssein legitimiert wird. Und es ist Natur als der Gesellschaft Anderes, auf die gesellschaftlich keine Rücksicht genommen werden muss.